

Zeitschrift: Innerrhoder Geschichtsfreund
Herausgeber: Historischer Verein Appenzell
Band: 27 (1983)

Artikel: Heimat und Dichtung
Autor: Steuble, Karl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-405239>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Heimat und Dichtung

Literarische Plauderei von Karl Steuble †



Appenzöller-Lendli du . . . ! Gelt, du und die deutsche Literaturgeschichte, ihr habt von urher einander ziemlich kühl und kahl gelassen! Keine grossen Gestalter und Walter des deutschen Worts, keine stimmeführenden Könner und Kenner des schönen Sinns, kurz: keine Dichter von Gesicht und Gewicht hast du jemals gestellt in den schaffenden Dienst an deutscher Art.

Und anderseits: mochte es «draussen» in den germanischen Dichterbüscheln lohnen von Geist-Feuerzungen ekstatischer Ex-

pressionisten, klingern und knistern an den Nervenbündel-Enden differenziertester Impressionisten, ohnmächtig-elegisch säuseln von blaublumiger Romantik, mochten Naturalisten kotverbunden beisammensitzen bei Erde und Erdsinn, oder mochte die deutsche Klassik tragikomisch einherschreiten auf griechisch erhabenem Kothurn: unser Appenzellerländchen blieb von alledem möglichst unberührt! Zu sicher und zu luftdicht ist der schöne, grüne Talkessel von Appenzell verschlossen gegen solchen Zugstrom geistgestaltenden Geschehens.

Abbatiscellani, homines pagani,
vani et insani, turgidi villani.

Entstehungsgeschichte und Übersetzung dieses hübschen Xenions bleiben fast besser dahingestellt! –

Und doch! Stamm und Landschaft von Innerrhoden haben reich gespendet und überreich dafür empfangen. *Gespendet*: vom intimen Schönreiz eines urtypischen, einzigartigen Geländes und Gebirges, von der rätoromanisch-alemannischen Eigenart eines Volkstums in Tracht und Tanz, in Jodel und Lied. – Und reich dafür *empfangen*: Liebe und Lob. Unvergängliche *Liebe* jener, denen die Alpsteinerde Heimaterde ist. Aufrichtiges, herzliches *Lob* von jenen, die fremdher gewandert, Freudige und Friedige geworden im Alpsteinland, und dann aufgestanden sind als hochbegeisterte Sänger der appenzellischen Eigenart und Einzigart.

Und wieder sind wir beim Literarischen angelangt. Es erheben sich *Gestalten*. – Dass der fremde Gast nicht nur die Mädchen und Forellen

seiner Kurlandschaft, sondern eben gerade auch diese Gestalten und Gestalter echtinniger Heimat-Dichtkunst kennen lerne, dazu sind diese Zeilen geschrieben. –

1. Doktor Johann Nepomuk Hautle (1765–1826)

Es kommt nicht von ungefähr, dass dem Appenzellerland *nicht vor* dem 18. Jahrhundert das erste Preislied erklang. – Denn ehemals galt die Alpenwelt den Menschen als böser Blick. Man empfand die Berge

eher als unheimlich, unheildrohend, menschenfeindlich, denn als schön. – Mit J. J. Rousseau und seinem «Zurück zur Natur!» trat Wendung ein. Erste lauttönende Aussprache des neuen Naturgefühls ist das Meisterwerk des Berners *Albrecht von Haller*: «Die Alpen.» –

Und hier setzt auch die Literaturgeschichte des Innerrhoder Ländchens ein! – Kaum ein halbes Jahrhundert geht vorüber, da dichtet ein Appenzeller ein grosses, begeistertes Poem auf die neuentdeckte Naturschönheit des Wildkirchli: *Doktor Joh. Nepomuk Hautle*. – Ein kleiner Haller redivivus in Appenzeller Format! Aber es wäre überaus interessant vom Menschen und vom Dichter *Haller* Parallelen zu ziehen zu *Hautle*.

Aus edlem Geschlechte stammend studierte Johann Nepomuk die humanistischen Fächer im damals berühmten süddeutschen Salmansweiler, dann Medizin in Augsburg, Ingoldstadt und Besançon. – Ein Zürcher Aufenthalt im Hause des

kunstsinnigen Stadtarztes *Hirzel* wird dem jungen Doktor zum Erlebnis. Zürichs damalige Literaturgrössen bestimmen und gestalten Hautles Eigenart. Von *Salomon Gessner* lernt er Griechenliebe und antikes Formgefühl. *Lavater* wirkt auf ihn durch seine Menschenkenntnis und Menschenliebe, nicht abgesehen von leisem Hang zum Pietismus.

Doch Hautle ist weder dem Aufklärer noch dem Pietisten verfallen. Das unveräusserliche Erbe angestammten echten Volkstums ordnet die fremden Einflüsse organisch ein. – Doktor Hautle eröffnet in Appenzell ein segensreiches Wirken. Die ausgedehnte Arztpraxis, erfolgreiche politische Betätigung (als Erziehungsrat des Kantons Säntis, als



Dr. Johann Nepomuk Hautle in jungen Jahren (1765–1826)

Reichsvogt, Landeszeugherr und Landesfähnrich) und ein idyllisches Familienglück sind gestaltend in seinem Lebensraum.

Aber daneben pflegt der feingebildete Doktor der Musik und der Poesie! Eine Reihe grösserer Dichtungen in Latein und Deutsch sind uns von ihm erhalten. Zwei Oden: «Spaziergang an der Limmat» und «Der Tannenwald», eine grosse lateinische Ode in neun Teilen, den neun Musen huldigend, und dann das schon genannte grössere lateinische «Wildkirchlilied», das hier am meisten Interesse für uns hat. – Eine kleine Probe von Hautles holder Poeterei zeichnet seine ganze Eigenart; vom Äscher aus lässt der Dichter die Alpsteinwelt auf seine Seele wirken:

«Illinc se attollit sublimi fronte severa
Alte super fines inferiorum apicum
Fastigiumque «Hohen Messmers», «Saentis» culmine summo,
Qui quondam patriae nomen insigne dedit.
Quis, Natura! clara potest tua facta referre,
Quae tua conformat dextera a principio?» –

«Von da erhebet sich mit stolzerhabener Stirne
Hoch über das Revier der niedern Alpen hin
Des Hohen Messmers Horn, des höhern Säntis Firne,
Der einst dem Vaterland den Namen hat verliehen.
Doch wer vermag, Natur, zu singen deine Werke,
Die deine Bildnerhand von Anbeginn erschuf?» –

Doktor Hautle ist der überaus bezeichnende Gelehrtentypus seiner Zeit. Als Späthumanist fein klassisch gebildet, mit literarischer Vorliebe für Vergil, Horaz, Ovid, Laktanz, erfasst er die Natur noch fast rein verstandesmässig, und wo er wirklich als «Dichter» reden will, ist leise Gefahr der damals herrschenden sentimentalischen Schäferpoesie. Die Tiefgründigkeit psychologischen Erlebens, der dionysische Rausch gefühlswegten Ergiessens sind ihm möglichst fern. Man könnte es das Apollinische nennen, was sein Naturgefühl zügelt und seinen Vers modelt in klarer, fast harter Form der damaligen gemütsarmen Gelehrtenpoesie. – Doch dazu ein anderes, höchst bezeichnendes und sozusagen Ersatz-Element: Poeterei gilt Hautle nicht als Erst- oder Endzweck, sondern immer nur als Mittel: sei es, sich als gebildeter Mann zu ergehen im Hain der holden Musenkunst zu harmonischer Personengestaltung und privater Liebhaberei, sei es, durch eingelegte moralische Betrachtungspunkte veredelnd zu wirken auf eine weitere Gemeinde. – Und von diesen zwei Motiven her kommt dem Dichter der zeitweilige poetisch-pathetische Schwung der dichterischen Schau und des gehobenen sprachlichen Gestaltens.

Im ganzen erhalten wir von Dr. Joh. Nepomuk Hautle folgendes Bild: mit dem Rüstzeug des Gelehrten versucht er geistreich Natur zu besin-

gen. Sein Wildkirchli-Lied ist eine höchst «moderne Tat». Denn dem damaligen Menschen ging das Erfinden und Erfühlen der Bergschönheit so schwer und – schmerzhaft, wie uns heute «Modernen» etwa das langsame Begreifen der Schönheit der Technik! – Zeitverbunden und zeitbedingt ist uns Dr. Hautle scharf ausgeprägter Typ: als Dichter nur noch historisch interessante Figur, dafür aber von dauernder Kostbarkeit als Mensch. –

2. Jos. Viktor von Scheffel (1826–1886)

Fast keine Wesensbeziehung geht von Dr. Hautle zu Jos. Viktor von Scheffel hinüber. Es klingt beinahe wie eine Banalität diese beiden Männer auch nur im gleichen Atemzug zu nennen. – Doch *ein* Moment

hält sie trotzdem fest zusammen: eben *Liebe* zu den Appenzellerbergen und *Lied* dieser innigen Alpsteinliebe. –

Viktor von Scheffel. Er hat sich Unsterblichkeit gesichert als Klassiker des Studentenliedes. – Zwar ist der moderne Student der Nachkriegszeit – ob gern, oder ungern – beträchtlich abgerückt worden von jener verschwundenen Studentenromantik und Alten Burschenherrlichkeit unserer Urgrossväter. Das Erlebnis einer neuen, grossen Zeit hat viel zertrümmert, und neue Erkenntnisse sind fordernd eingedrungen ins Blick- und Wirkungsfeld der jungen, geistig aufgebrochenen und wachen Generation. O schonungsloser Sturm-Gang alles fortschreitend schöpferischen Werdens! –

«Ich sitze mit der Freudigkeit eines germanischen Gemütes beim Glase . . .» Obwohl Scheffel höchst eigen dieses Stimmungsbildchen von sich entwirft, dürfen wir nicht sagen, es sei damit der

ganze Scheffel gezeichnet. – Und gerade was ihn mit den Alpsteinbergen so enge und treue Freundschaft schliessen liess, ist ganz etwas anderes als *nur* Weinseligkeit und Vollgenügsamkeit beim Becherlupf.

Als «landfahriges Herz, in Stürmen geprüft» ist Scheffel 1854 das erstemal zum Äscher und Wildkirchlein hinaufgestiegen. Ein aufwühlendes Erlebnis hat ihn aus der Menschengemeinschaft fortgejagt, und in schmerzhafter Ergebung überlässt er seine Seele der tröstenden Bergeinsamkeit:



Scheffel's Jugendporträt
Nach einer Zeichnung aus dem Jahre 1853

«Hier magst du gesunden,
Hier magst du die ehrlich empfangenen Wunden
Ausheilen in friedsamere Stille.»

Und dieses Erlebnis hat dann jene berühmte literarische Einkleidung und Gestaltung erfahren, eben im «Ekkehard», einer «Geschichte aus dem 10. Jahrhundert». Scheffel ist damit Verfasser eines Romans geworden, der zu den berühmtesten gehört in der ganzen deutschen Literatur. Und mit Recht hat seine bedeutende epische Leistung immer wieder Freunde und Verehrer gefunden in der deutschen Leserschaft. Im «Ekkehard» wird heutzutage wohl niemand mehr ein treu-objektives Geschichtsbild des 10. Jahrhunderts sehen wollen. Schreibt doch der Verfasser selber in der Einleitung zum Roman: «Der Dichter darf sich, der innern Oekonomie seines Werkes zulieb, manches erlauben, was dem strengen Historiker als Sünde anzurechnen wäre», und meinte Scheffel doch, mit dieser wohlweislichen Restriktion sich einen Freibrief ausgestellt zu haben für alle möglichen Geschichtslügen und Entstellungen. Würde der berühmte Kater Hidigeigei aus dem «Trompeter von Säkkingen» Urständ feiern und satirisch-kritisch mitbetrachten in der Scheffelschen Geschichtsbetrachtung: *difficile est satyram non scribere!* –

Das Ekkehard-Erlebnis ist Scheffels ureigenstes Selbsterlebnis gewesen. Das der Grund der gewaltigen dichterischen Schönheit des ganzen Romans. Tief und selbstgeföhlt im Psychologischen, höchst reich und originell in der Erfindung, klassisch gezügelt und gepflegt im Sprachlichen, treu und lebensnah in der Charakteristik, spendet Scheffel immer wieder neuen Genuss bei wiederholter Lesung seines Meisterwerkes. –

Für unsern Betracht ist *Scheffels Bergerlebnis* im besondern interessant. Und *sein* Verhältnis zu der Alpenwelt ist schon ein wesentlich gewandeltes als das bei Dr. Hautle. Die herrlich erhabenen «*Bergpsalmen*» und «*Ekkehard*» sind für unsere Behandlung in gleicher Weise aufschlussreich.

Wirkte Hautles antikisierende Gelehrtentendenz als Naturpoesie noch gänzlich unentwickelt und gelehrt erkünstelt, so ist die Dichtkunst Scheffels aufgefrischt durch einen neuen Blutzug: das germanische Element ist da. – Scheffel hantiert zwar auch noch oft und gern mit breitem humanistischen Wissen aus römischer und griechischer Kultur. Aber das Antike ist ihm nicht mehr selbstpersönliche Eigenart, sondern nur noch Mittel, Akzidenz, Kostüm, Historie.

Denn Scheffel hat die deutsche Romantik neben sich. Dass er selber Romantiker sei, weist er als Schwabe zurück! – Aber sein Wesen ist *ur-germanisch*, durch und durch. Seine Freudigkeit für Sang und Becherklang ist keineswegs klassisch geformter Horaz'scher Epikureismus,

sondern sie ist die eigentliche und unverfälschte Sauffreudigkeit der uralten Sueben und Teutonen. Und sein gelegentlicher Weltschmerz ist nicht die schöne resignierende Gebärde der antiken Stoa, sondern es ist urrechtes, deutsches Gemüt, oft bis zur Tränenseligkeit, ohne aber dabei mit der Lebensverneinung allzu blutig Ernst zu machen! Und von dieser Erkenntnis aus endlich verstehen wir auch Scheffels Bergerlebnis ganz: Der Berg wirkt nicht in erster Linie ästhetisch – wie bei Dr. Hautle – sondern ethisch auf ihn ein. Die ganze zerrissene Fahrigkeit des Herzens, alles Gebrechen seiner Leiblichkeit, die arg mitgenommene alemannische Dichterseele trägt er hinauf zu seinen lieben Appenzeller Bergen, um dort oben «den ganzen Qualm» recht tüchtig auszusonnen und dann neu und verjüngt wieder in den Kampfiring des Lebens niederzusteigen. – Erst jetzt begreifen wir den letzten Sinn seines zweiten Dankliedes an die Alpsteinberge, das er im Jahre 1862 ebenfalls ins Äscher-Fremdenbuch geschrieben und seinem engverwandten *Ekkehard* in den Mund gelegt hat:

«Mich trieb's hinauf vom Hohentwil
In mächtiger Höhe zu weilen,
Am Säntis in würziger Alpenluft
Die kranke Seele zu heilen.
Wildkirchlein sei mir recht ernst gegrüsst
In Felsenklüften geborgen.
Hier oben hab ich den Trübsinn verlernt
Und des Herzens quälende Sorgen.
Und mag ich wieder mit klarem Aug'
Am Blick des Tals mich zu laben,
Hernieder wallt zu dir mein Gruss,
Frau Hadwig, Herrin von Schwaben.
Es grüßet dich Waltharis Lied
Von Ekkehard, dem Verbannten.
Ja, dreimal glücklich nenn' ich den Mann,
Der stark die Prüfung bestanden.
Und fühlt er herbe verwundet den Sinn,
Den Säntis soll er erlesen,
Hier oben wird jedwedes Gebrest
Und Herzeweh rascher genesen.»

3. Johann Baptist Emil Rusch (1844–1890)

Jedesmal, wenn ein Landammann die letzte Fahrt tut, ruft ihm die Landesglocke laut und trauernd letzten Gruss und Dank des Appenzellervolkes nach. So auch im Januar des Jahres 1890. In Innerrhoden

herrschte grosse Landestrauer. Denn es war ein Mann gestorben, erst 46 Jahre alt, dem das gleiche seltene Wort zukommt, welches man schon Dr. Hautle als schönste Grabesspende gewidmet hatte: er sei einer der Besten seines Volkes gewesen. Die Trauer galt dem toten Landammann *Joh. Bapt. Emil Rusch*.

Wenn wir diesen Staatsmann hier in unsern Zusammenhang «Heimat und Dichtung» hineinstellen, erhebt sich sofort ein anderer, schon bekannter Typus zum Vergleich: eben Dr. Hautle. – Aber einen weitem, grossen Schritt der Entwicklung sind wir seither vorwärts gekommen: schon im rein Historisch-Politischen. *Hautle* war der typische Politiker aus der Aera der Helvetik und des Wiener Kongresses. Er trug die pittoreske, elegant gefältelte Spitzen-Halskrause, und sein Perückenhaar hatte er zu einem steckig vormärzlichen Empire-Zöpflein gedreht. Die Errungenschaften der französischen Revolution waren dem Menschen der Jahrhundertwende noch so neu und so ungewohnt, dass er sie eher hochbrüstig anzusingen als praktisch zu gebrauchen wusste: eine Stimmung, aus der dann der gemütliche Biedermeier der Dreissiger Jahre erstand.

Rusch ist 1844 geboren. Mit 22 Jahren tritt er die politische Laufbahn an. Der 33-Jährige ist Landammann von Innerrhoden! – Die Gedankenwelt *Rusch's* wird von einer ganz andern, neuen Idee getragen. Im Mittelpunkt seines regierungsmännischen Tuns und Denkens steht der moderne *Staatsgedanke*. Zwecke und Strebungen haben sich geklärt. Und auf dem sichern Boden der historischen Betrachtung und Begründung – er war verdienstvoller, vorbildlicher Landesarchivar – wird *Rusch* der vielseitige Publizist und Organisator, der Staatsmann von Format. Es ist bezeichnend, dass er in seinen Schriftwerken statt des redseligen und gefühlsbewegten Horaz öfter den straffen, staatsmännischen Tazitus zitiert.

Das staatspolitische Ideal von J. B. E. *Rusch* ist der neue Bundesstaat, den er aber absolut föderalistisch betont wissen will. Und hier entsteht dann auch klar die zeitliche Distanz von *Rusch* zu uns: *Rusch* sperrt sich gegen den Gedanken eines «zentralistischen» schweizerischen Landesmuseums, und in der Annahme irgendwelcher eidgenössischer



Johann Baptist Emil Rusch als Landammann (1844–1890)

Subventionsgelder sieht er die Souveränität der Kantone gefährdet, wenn nicht schon verletzt!

Dazu ein zweites. Rusch, als Zeitgenosse des Kulturkampfes, erörtert das Verhältnis von *Kirche und Staat*. Ergötzlich ist es im «Alpinen Stilleben» nachzulesen, wie er dieses schwierige Problem originell ergreift. Vom alten Spannungsverhältnis zwischen Sacerdotium und Imperium kommt er zu reden auf den modernen Kampf zwischen Kirche und Staat. «Den grossen Weltkampf zwischen Papst und Kaiser» überdenkt er, wie Heinrich Federer später, auf die «Spannung zwischen Pfarrherr und Dorfaristokratie». Es entsteht ein überaus amüsantes Bildchen «im einfachen, schlichten Holzstyl», wie er meint. Scharfsinnig spürend ist er den psychologischen Grundtrieben solchen Konfliktes nachgegangen, hat sie aufgedeckt und plastisch dargestellt mit erstaunlicher Treffsicherheit und Wirklichkeitstreue. —

«Heimat und Dichtung.» Nicht dass Rusch sich als «Dichter» im engeren Sinn des Wortes je öffentlich ausgesprochen hätte. Im «*Wanderspiegel*», Leipzig 1873, und im «*Alpinen Stilleben*», Lindau 1881, hat er jedoch seiner Mitwelt zwei Büchlein geschenkt, die uns den Politiker und Staatsmann von einer ganz neuen Seite offenbaren: von der literarisch-künstlerischen Seite her.

Wir müssen zurückkehren zum Menschen. Und da tritt uns eine Person entgegen von hoher reicher Eigenart und künstlerischer Individualität. — Schon der Münchener Student bezeugt durch seine Kunststudien den Herzensdrang zum Schönen. Der junge Wissenschaftler beschafft sich eine Privatbibliothek von 2 000 Bänden, vereinigend alle berühmtesten Werke aus deutscher, französischer, römischer und griechischer Literatur. Und mit einem wahren Bienenfleiss des Denkens, Schreibens, Sammelns widmet der vielseitig Gelehrte sein ganzes Leben dem ernstesten Studium, was beim wirtschaftlich Unabhängigen und vollständig Sichergestellten doppelt anzuerkennen ist.

Der «*Wanderspiegel*» schildert Fahrten in die weite Welt. Der Erzähler geleitet uns auf eine Reise ins Vorarlberg, Tirol, Salzkammergut, nach München und nach Wien. Es werden Bergfahrten ins Alpsteinland beschrieben. Die Appenzeller Berge sind erfasst durch eigenpersönliches Erleben in ihren mannigfachen Reizen bei verschiedener Stimmung und Jahreszeit. — Und hier begegnet uns eine erste künstlerische Eigenart des Geistesmannes: sie zeigt uns *Rusch den Wanderer*. Wie er sich einstellt zur heimatlichen Alpenwelt ist für uns besonders interessant und wissenschaftlich, ist doch sein Bergerlebnis gerade im Vergleich zu Hautle und Scheffel doppelt charakteristisch.

Hautle erfasst die beiden gegensätzlichen Glieder: Bergwelt und Gelehrtenwesen, und sucht sie beide in ästhetische Harmonie zu bringen. *Scheffel* kommt aus der Studierstube, oder besser: aus der Weinstube und findet in der Natur das Reagens, das seiner Eigenart «ethisch»

nutzbar und schliesslich naturnotwendig wird. – *Rusch* dagegen fühlt die Diskrepanz, den Zwiespalt von Natur – «*Kultur*». Höchst interessant! Denn das 19. Jahrhundert steigt seine Zivilisationskurve mächtig hinan und erreicht mit der Jahrhundertwende jenen Kulturüberdruß, der einerseits allen unechten Bildungsdünkel verwünscht: denken wir nur an die ehrlichen Proteste eines Friedrich Nietzsche und Julius Langbehn, des Rembrandtdeutschen, und der anderseits sich Luft macht in einem extremen literarischen und künstlerischen Naturalismus. Solchen überspannten, allerdings begreiflichen Ausfällen hat sich *Rusch* nun jedoch nie verpflichtet; dahin war seine Zeit noch nicht gereift. Doch die gezeichnete Diskrepanz ist leise angetönt. *Rusch* kennt «die von Humanität und Bildung überzuckerte Spinnfeindschaft der Menschen». Er stellt den unverdorbenen «Naturmenschen» der seichten «Bildungsgeneration» entgegen. Er wendet sich gegen die dünhafte «Weisheit der Buchbinder, halben Magister, der kleinen und grossen Milchbärte». Volkssagen sind ihm liebe «einfältige Geschichtlein» angesichts der Blasiertheit «unserer bildungsreichen Zeit». Über die religiöse Kunst des 19. Jahrhunderts, «die bronzierten Zinken und gefärbten Gypsen, die dutzendweise gebackenen Heiligenstatuen und Kruzifixe» und über den «weinerlichen Deschwanden» fällt er ein Urteil, das sogar den Freund des allernodernsten religiösen Kunstschaffens in der tiefsten Seele freut! Der Chignon (gefälschtes, wulstiges Nackenhaar), den er an Wiener Weltdamen sieht und abscheulich findet, veranlasst ihn die moderne Frauenfrage aufzurollen. Er sieht im Frauenzopf eine hohe sittliche Idee, ähnlich wie der geniale Engländer unserer Tage, Chesterton, sie im Frauenrock gesehen hat! – Ein «Sozialkünstler» will *Rusch* nicht sein; aber auch hier ist bereits etwas lebendig geworden. Die soziologisch interessante Institution der Gemeinalpen regt *Rusch* zu einem Exkurs über die Eigentumsfrage an. Oftmals denkt er, vielleicht unbewusst, nicht mehr nur individuell, sondern ganz deutlich kollektiv und solidarisch mit den verschiedenen Ständen seines geliebten Volkes.

Aus all dieser Problematik, welche die fortgeschrittene Menschheitskultur dem geistig lebendigen Menschen auferlegt, sucht der feinangelegte Geistesmann die Tröstung eben in der Natur der Heimatberge. Dort trinkt er «die wunderreine Milch geistiger Jugend», und «Milch und Honig jenes geistigen Gesundbrunnens, den die Bergwelt birgt, soll der seelenkranken Menschheit wieder heimgebracht werden». Er verwirft seine «Stahlfeder, das Handgewaffen der Kultur» und greift zum «spanischen Rohr, dem Alpstock», um in die Einsamkeit zu gehen, in die Einsamkeit der Natur und des alleinigen Menschen.

Rusch der Einsiedler. Er begegnet uns in der Feiertagsruhe des «*Alpinen Stillebens*», in jenem Eremitenbüchlein, das er selber «Spiegel des einsamen Lebens» nennt. Er will darin «das Leben des Menschen nä-

her betrachten», «ein ganzes Stück Erkenntnis erlangen über den Menschen in den Bergen». Er fühlt sich gemeinsam «mit den schweisamen Vätern der Einsamkeit; er will selber «eine eigene Art Einsiedler werden» – «wie fast jeder Mensch das stille Kämmerlein aufsucht, um sich selber wieder zu finden», so will er anklopfen «beim Menschen der Einsamkeit, um das Wesen seines Geschlechtes etwas näher zu ergründen». – Rusch war ein einsamer Mensch, aristokratisch fein und in sich verschlossen, durch lange Krankheiten überaus zartfühlend geworden für alle leisen Witterungen seiner Seele.

So geht er in die Einsamkeit. Er sucht den Menschen, und in tiefster und letzter Linie sucht er: Gott. Einmal klagt er, dass Unglaube ihn von frühester Jugend auf gemartert habe. An anderer Stelle fleht er zu einem geliebten, in zarter Jugend verstorbenen Mädchen, dass es ihm – gleich einer zweiten Beatrice – «mit seinem Zauberlicht die stille Kemenate erleuchte und mit seinem Hauch die Seele zur Genesung weihen und adeln soll». «Mein Gottesweh»: in diesen zwei kleinen Worten liegt das ganze tiefe Geständnis des modernen Menschen, das Geständnis des Leidens um Gott. – Rusch erinnert hier unwillkürlich an einen ganz Grossen in der neuen Literatur – oder sagen wir lieber: in der neuen Menschheit, denn er war mehr als nur ein Literat – an *Rainer Maria Rilke*. Was dieser, ebenfalls ganz einsame und ganz adelige Mensch in seinem «Stundenbuch» ausgesprochen hat, etwa in den ersten zwei Teilen, im «Buch vom mönchischen Leben» und im «Buch von der Pilgerschaft»: es ist Allgemeinerlebnis der modernen gottsuchenden Menschheit und schon enthalten – allerdings nicht so kosmisch ausgeweitet wie bei Rilke – im «Alpinen Stilleben» unseres einsiedlerischen Edelmannes.

Wenn wir abschliessend das Leben und Lebenswerk von Johann Baptist Emil Rusch im Geiste rekapitulieren, erinnern wir uns einer Tat, die wohl zu seinen schönsten gehört und die beim Appenzellervolke noch heute in unvergesslichem Gedenken steht. Man war daran, die reichen Wasserquellen im Berndli um schweres Geld ausser Landes zu verkaufen. Doch ehe das Verhängnisvolle geschehen kann, erhebt der Landammann die Stimme mit voller Überzeugungskraft und ganzer Liebe zum Appenzellervolk. Und man hat auf seine Stimme gehört: die sprudelnden Wasser sind uns gerettet. Sie werden allen Generationen frisch und lebensspendend fliessen als unversieglige Quellen stolzbewusster und stolzgehegter Eigenkraft. Diese Tat ist ein Symbol.

—

4. Annette von Droste-Hülshoff

(1797–1848)

Tausend Jahre sind vorbeigezogen, seitdem das Burgidyll der lateinstudierenden Herzogin Hadwig und ihrer griechischen Kammerzofe

Praxedis den Hohentwil so anmutsvoll belebte. – Und wieder steht eine edle deutsche Frau am Söller eines süddeutschen Schlosses und sendet ihr Denken und Dichten zu den stolz über dem Schwäbischen Meer getürmten Appenzellerbergen hinauf. *Annette v. Droste-Hülshoff* weilte 1836 auf Schloss Berg im Thurgau und später oftmals im Schloss Meersburg am Bodensee. Hoherfreut, «dass die Schweizernatur mitunter die Honneurs ihres Landes so artig macht und so ergötzliche National-Schauspiele aufführt für den Fremden an den Fenstern», gab sich die impressionistisch feine Dichterin mit ganzer Seele den Farbenstimmungen des Alpenglühens hin. So ist die grosse Westfälin, mehr durch den Zufall ihrer Ferienaufenthalte als durch innere Notwendigkeit der Art- oder Stammeszugehörigkeit, die Sängerin unserer appenzellischen Bergschönheit geworden. Der politischen Schweiz von 1830–40 hat sie indessen nichts weniger als freundliche Worte zugesprochen. Das ist schade. Denn bei günstigeren Auspizien wäre die Freiin sicherlich einmal zu einer Molkenkur abgestiegen im Appenzellerland! – Doch der Säntis hat es ihr gleichwohl angetan. «Meinen Säntis» nennt sie ihn, und er ist auch der Auserlesene, dem sie einen kostbaren Liederkranz auf das gross und würdig gebaute Schneehaupt legt. «*Der Säntis*», ein vierteiliger Sonetten-Zyklus, zeichnet vortrefflich die ganze seelische und dichterische Eigenart unserer grossen deutschen Lyrikerin. Es ist hier eine ganz individuelle, ungewöhnliche Einstellung des Menschen zu den Bergen gelebt und ausgesprochen. Annette von Droste hat viel vom «romantischen» Menschen an sich. Romantik nicht im Sinne jenes Übertönens, das rauschhaft alles Stille erstickt und jenes Übertünchens, das himmelblau alles Kleine erlöscht, sondern Romantik gerade im Stehenbleiben, Nicht-darüber-Hinauskommen, im Leiden um dieses Stillen und Kleinen willen. Die Droste war eine grüblerische Denkerin, eine Zweiflerin, die selten ruhen durfte in irgendeiner Vollendung oder Eroberung. Überaus sensibel nach allen Dimensionen werden ihre Sinne hingezogen zu jedem Ding. Ein fein durchgeistigter Realismus kündigt ihr jede Zitterbewegung von innen und von aussen an; die Impressionen dringen bis in ih-



Annette von Droste-Hülshoff im Jahre 1838 (1797–1848)

re Seele ein: es entsteht ein Zusammenleben, Zusammenleiden von Seele und Sache in nieerlöstem Ungestilltsein. – Der ferne Berg im Wechsel der vier Jahreszeiten wird der Dichterin Ereignis von ebensovielen selbsterfühlten Seelenzuständen. Es seien nur die Schlussstrophen der Sántis-Sonette zitiert:

Frühling

«O du mein ernst gewalt'ger Greis,
Mein Sántis mit der Locke weiss!
In Felsenblöcke eingemauert,
Von Schneegestöber überschauert,
In Eisespanzer eingeschnürt:
Hu! wie dich schaudert, wie dich friert!»

Sommer

«O Sántis, Sántis! läg' ich doch
Dort grad' an deinem Felsenjoch,
Wo sich die kalten, weissen Decken
So frisch und saftig drüber strecken,
Viel tausend blanker Tropfen Spiel:
Glücksel'ger Sántis, dir ist kühl!»

Herbst

«Du mit dem frischgefallnen Schnee,
Du tust mir in den Augen weh!
Willst uns den Winter schon bereiten?
Von Schlucht zu Schlucht sieht man ihn gleiten,
Und bald, bald wälzt er sich herab
Von dir, o Sántis, ödes Grab!»

Winter

«Du starrer Wächter, lass ihn los,
Den Föhn aus deiner Kerker Schoss!
Wo schwärzlich jene Riffe spalten,
Da muss er Quarantäne halten,
Der Fremdling aus der Lombardei,
O Sántis, gib den Tauwind frei!» –

Wenn Joseph Nadler von den Gedichten ihres «*Geistlichen Jahres*» sagt, sie seien Bekenntnisse des Suchens, nicht des Besitzes, so gilt das gleiche auch von ihren Sántis-Sonetten: Die Berge sind ihr immer nur Wunsch und nie Erfüllung, immer nur Aufreiz und nie Beruhigung. Der allerschärfste Gegensatz zum Bergerlebnis *Scheffels*! Wie dieser, schon von Haus aus eine Art Kraftnatur, Gesundung findet bei den

stotzig kühnen Himmelsstürmern, so wird die Droste, als Westfälin eher an die mild ausgleichende Heidelandschaft gewöhnt, krank an all dieser Wildheit und Zerklüftung der Alpenwelt. Der Berg ist zuviel Ereignis, zuviel Kühnheit und Kraftausdruck für sie, und er bereitet ihr seelischen, ja fast körperlichen Schmerz.

Im Mai des Jahres 1848 ist Annette von Droste-Hülshoff auf der Meersburg gestorben, angesichts des Alpenglühens an den Appenzelerbergen. Ihr Tod war gross. Denn jeder Berg ist ihr im letzten Sinn Kalvarienberg gewesen.

5. Rudolf Fastenrath (1856–1925)

Und nocheinmal haben das Appenzellische und Westfälische einander gefunden! – *Rudolf Fastenrath*, ein Sohn aus «dem schaffensfrohen Land der roten Erde», war während vieler Jahre Gasthausbesitzer im Gontenbad und dazu – das Ausschlaggebende für uns – Poet! Als er später sein «deutsches Musenheim» in den sonnigeren Malcantone, zum «popolo allegro nel Ticino» verlegte, hat er dem Alpsteinländchen trotzdem ein treues Andenken bewahrt. Oftmals sah man den «Doktor Fastenrath» wiederkehren in sein geliebtes Appenzell, im reckenhaften Wuchs, dem struppigen Prophetenbart und der wallenden Dichtermähne lebhaft an Leo Tolstoi gemahnend. Fastenrath war wohl nicht so feurig und sicher nicht so genial wie der russische Graf; doch ist er gleichfalls ein grosser und echter Menschenfreund gewesen.

Dafür ist schon sein «*Lebensabend*» Dokument. Ein dickes, ernstgemeintes Buch, das er während des Weltkrieges schrieb und einen «deutschen Seelen- und Charakterspiegel» nennt. Als «Alter vom Berge» richtet er sich an einen imaginären Jüngling, den «jungen Dietrich», und klärt ihn über «zahlreiche wichtige und interessante Fragen des Lebens» auf. Eine umfassende Philosophie der Alltagspraxis! Denn es werden dort besprochen: die Ausübung der Dichtkunst, das menschliche Liebesbe-



Rudolf Fastenrath (Mann mit Bart), gestorben im November 1925 in Losone TI

dürfnis, das Tierstudium, der Künstlerberuf, das Sprachstudium, der Sport, die Abstinenz, das Charakterstudium, die vegetarische Küche, die gute Verdauung und der Völkerbund. «Ich rauche nicht und schnupfe nicht und kaue nicht» und «seitdem ich weiss, dass die Tiere vernunftbegabte Geschöpfe sind und genau so fühlen und denken wie wir», ist der Fleischgenuss ein abscheulicher «Tiermord» und ein «kannibalisches Leichenverspeisen» geworden. – Zweifellos war Fastenrath ein aufrichtiger, überzeugter Tierliebhaber, und wie ein anderer Philosoph und Hagestolz: Arthur Schopenhauer, seinen Pudel Atma beinahe zum Alterego erhoben hat, so bekennt sich unser Junggeselle zu seiner Katze Mieze! In Goethes «Faust» und den «Gesprächen mit Eckermann» sieht er jede Problematik des Lebens endgültig sistiert. Hier wird auch der Griesgram Schopenhauer überwunden, und Fastenrath gibt sich nun als Gereifter und Gekläarter der «besonnenen Weisheit, der Erinnerung, dem Verzeihen und der Erkenntnis» hin. (Prolog.) –

Es ist über *Ernst Zahn* einmal geistreich gesagt worden, er sehe Land und Leute der Schweiz, des Schauplatzes seines Roman-Geschehens, nur mit den Augen des Sommerfrischlers. – Fastenrath wollte ebenfalls den Autochthonen spielen und gab 1906 ein Büchlein heraus: «*Grüetz di Gott, mi Appezell!*» – Der Innerrhoder Dr. Hautle sang Oden in Humanisten-Litanei; der Westfale Fastenrath dichtet Volkslieder in Appenzeller Dialekt: gewandeltes dichterisches Geschehen! – Fastenraths Schriftstellerei steht im Zeichen der eben entstehenden *Heimatsdichtung*. Die Romane etwa eines Peter Rosegger und Jakob Christoph Heer haben in lauten Farben Volk und Berg gemalt, und wie man bisher ins Theater ging, so geht man von nun an in die Sommerfrische und findet das Bergvolk dramatisch interessant. Gleiche Generation, welche den Salontiroler, das Genrebildchen und den Jugendstil geschaffen hat – – –

«Die Feder zu diesen Liedern führte mir die innige Liebe und Verehrung für das kleine teure Alpsteinländchen, in dem ich mehr als dreissig Jahre meines Lebens zugebracht und das mir so recht eigentlich zur zweiten Heimat geworden.» Mit diesen recht treuherzigen Worten leitet Fastenrath seine Appenzeller Poesie ein. Und bezeichnend ist es, wie er die Eigenart von Land und Volk beobachtet und besingt. Er ergreift nur das evident Charakteristische, das dem Fremden sofort auffällt als originell, als «typisch»: die Tracht, den Jodel, die Landschaft, das Bauernhaus, den Tanz, das Appenzeller Heimweh, die Landsgemeinde, die Handstickerei und so weiter bis zum Appezöller Biberflade ond Chäs ond Schottebrüe. – Auf all diese, gewiss interessanten Sujets schmiedet der Poet nun Reim auf Reim; Gustav Baldamus schreibt Noten dazu, und der «Lieder Cyklus» wird ediert als «Illustrierte Salon-Ausgabe für eine Singstimme mit Klavierbegleitung»!

Das Bändchen enthält des weitern eine Reihe von Balladen, sozusagen Berg-Balladen! Einmal schickt eine Chlotilda ihren Geliebten Ferdinand auf einen Berg, damit er ihr als Liebesprobe ein Edelweiss von gefährlichem Felsgrat hole. Mit geschickter Reminiszenz an Schillers «Handschuh», beziehungsweise «Taucher», fällt jedoch der geprüfte Ferdinand zu Tode: «Tragische Szene aus den Appenzeller Alpen», wie der Dichter im Untertitel die Ballade nennt. «Alpenrosen», ist ein «Episches Gedicht in drei Abteilungen» und erzählt eine ähnlich traurige Geschichte, nur dass hier der «schöne blonde Fremdling» namenlos gelassen wird, der weibliche Teil des Alpendramas aber – Josepha heisst! –

In guten Treuen hat Fastenrath gemeint, seine Lieder würden später Volksgut sein und «ihren Widerhall in jedem Haus und jeder Hütte finden». – Wenn sie aber heute weder gelesen noch gesungen werden, liegt der Grund vielleicht darin: Appenzeller Eigenart ist von Fastenrath zu wenig *von innen her* gesehen und in eine Form gekleidet, die den schöpferischen Genius des Volkes nie darin sein Eigenwerk erkennen liess. –

6. Georg Baumberger (1855–1931)

Mit Georg Baumberger ist das, was bei Fastenrath erst Versuch und Versprechen war, endlich Erfüllung geworden: Land und Leute von Innerrhoden sind hier erstmals in ihrer eigentlichen Wesensart verstanden und in einer so wohltönen- den Melodie besungen worden, dass wir sie im Liederkranz schweizerischer Heimatdichtung nur ungern mehr missen möchten. Zwar hat ein gütiger Kritiker gemeint, Baumberger hätte sich wohl ein bisschen in seine Appenzeller verliebt, «wie ja diese selber in ihr Ländchen verliebt sind bis über die Ohren». Und beides ist wahr! – Wo liegt nun der Grund, dass Baumberger und Appenzell sich derart gefunden, dass sie sich verstanden, «erkannt» haben bis zur Blindheit der Verliebten?

Nichts anderes ist es als – der Barock! Übrigens höchst lobenswert! Was wohl jedem klar sein dürfte, seitdem der Barock von Gelehrten



Denkmal-Einweihung: 3. Juli 1932
Georg Baumberger (1855–1931)

wie Heinrich Wölflin, Nadler, Cysarz u.a. eine so glänzende Rehabilitation erfahren hat. – Zwar sind im Appenzellerland die Barocktraditionen recht gering. Und Baumberger, der spätere Sozialpolitiker, ist im Total seiner Persönlichkeit nicht Typus der unsozial denkenden und agierenden Barockzeit. Aber Untergründe sind da, beiderorts, unbewusste und ererbte Stosskräfte; die sind durchaus barock bewegt und verleugnen sich nie.

Eigentlich ist schon die Landschaft Innerrhodens barock, wie der junge St.Galler Journalist sie vorfand, als er um 1900 erstmals ins stilgerecht gehügelte und geschweifte Ländchen in die Sommerfrische kam. Die fröhliche Szenerie ist auch entsprechend belebt: wie Barockengelnchen klettern allerorts die Bauernhäuschen bunt und verwegen in die grünen Landkulissen hinauf. Und erst das Völklein, das in einem solch melodischen Landraum haust: es ist das muntere Orgelspiel, das rot- und rundbackig musiziert aus all diesem Berggefries und dieser Häuschenstukkatur heraus. Mit kleinen Pfeiflein zwar; aber darum singen eben die Appenzeller so hoch und hell, dass der Zuhörer verwundert fragt: sind das immer noch die Menschen oder sind es schon die Engel! –

In diesen lustigen Barock-Ringelreihen tritt Georg Baumberger ein: just der von Gott gesandte Obermusizierer und Chordirektor solch festlichfrohen Spiels. Er findet sich schnell zurecht. Er bleibt nicht stehen am Eingangstor zum ländlich feierlichen Tempel. Denn er sieht: das Appenzellerländchen ist ein Barockraum, in dem die Linien sich nicht übersichtlich und glatt in einer Perspektive sammeln. Ich muss hinein! – Und er dringt vor bis in die letzte Domtiefe des Landes, wo Siegel, Kamor und Hoher Kasten als heilighohe Chorwände sich zur stillen Rundung der Apsis schliessen und das Allerheiligste sanft überwölben. Denn das Allerheiligste der Appenzeller ist: das hochwürdige Gut der Religion und das ungeschändete Blut echten, angestammten Volkstums.

An diesem erhabenen Standort nun hat Baumberger Posten gefasst. Von hier aus will er den vielen Leuten drunten im grünen Talschiff tief ins Auge blicken. Er hat lange hingesehen und geforscht, von den steilen Altarstufen der mystisch Ergriffenen hin über das ebene Volk der langen Kirchenbänke bis in die letzten Winkel zurück, wo es schon zu dämmern beginnt und der eine oder andere Kirchenmann einnicken möchte, vom Schläflein übernommen des sorglosen christlichen Nachmittags. – Und es hat gewiss dem stimm- und stimmungsgewaltigen Georg Baumberger gejuckt in den Gliedern: soll ich nicht auf die Landeskanzel hinauf und eine zünftige Barockpredigt über das Volk hinschmeissen, den Frommen in den ersten Stühlen zur Wehr und den Gelandweilten und hinter den Pfeilern Versteckten zur Lehr? – Aber er tut es nicht. Er weiss noch etwas Besseres. Ein Gedanke blitzt ihm

durch den genialen Kopf. Flugs sitzt er auf der Orgelbank. Ein Lied will er den Appenzellern spielen, ein neues, niegehörtes, das die ganze horchende Landsgemeinde packen wird, weil sie sich selber darin erkennen: das Lied von der Appenzeller Eigenart.

So ist jenes eigenartige Buch geschrieben, oder besser: in barockem Rausch geboren worden, welches schon ein ganz eruptives, dionysisches Motto trägt: «*Juhu-Juuhu!*» In der Stimmung dieses urweltlichen Jauchzers hat Baumberger alle klingenden Register der grossen Alpstein-Orgel gezogen und die Vielfalt der Melodien zu einem eigentlichen Appenzeller-Potpourri zusammentönen lassen.

Die Intonation ist ein feierlicher Glockenschlag: der Sänger weihet sein Lied dem lieben Gott. Und dann folgen sich in bunter Rhythmik und Melodik das Singen und Klingen eines musikalischen Volkstums. Das Brülisauerleben zieht gemächlich und unkompliziert an uns vorüber in der ruhvollen Bewegung des Volksliedtons. Auf der bewegten Ruh-sitz-Alpstubete führen die Appenzeller Nationaltänze: Walzer, Schottisch und Polka ihre berühmten bunten Koloraturen auf. In ruhiger Kantilene lässt Baumberger die innerrhodische Tallandschaft an uns vorüberspielen, intoniert in feierlichen Kadenzen die gezackte Pracht des Hochgebirges, und Blumen, viele Blumen läuten als melodische Campanelli in das Lied. Oder es wird uns eine Alpennovellette erzählt. Vom leislispelnden Gerank des Melodrams umspielt geschehen hier jene grossen Herzensereignisse der jungen Liebe. Flûte d'amour singt im zarten Ton des edlen Holzes vom Tiefsten, was im Menschen lebt und liebt; die Vox humana klagt im vollen Schmelz das Alto wohl von menschlicher Schuld und Sünde, tönt aber in wunderbar geführter Transponierung zum himmlischen Pianissimo der Vox coelestis über. Das ist die Lebensgeschichte des Anneli im Wees, welches aus verbotener Liebeslust den Weg zur Gnade und Sühne gefunden hat. Oder es singt das liebliche Jodelmädchen, das Trineli von der Megglisalp, ebenfalls von seiner Liebe und seinem Liebesleid; aber das starke, frauliche Mädchen ist nie in die niedern Lagen menschlicher Dunkelheit herabgestiegen, sondern es hat sein Singstimmchen stets als schlackenreinen Vox angelica bewahrt.

Baumbergers Charakterskizzen sind von festem, straffem Linienbau. Seine Bauern stehen grad und herb vor uns wie ein herrlicher, eintöniger Dur-Akkord. Aber aus seinen Frauengestalten dringt nicht ungern etwas Unstimmiges, Atonales, das erst durch einen gewaltigen inneren Kampf und Schmerz in ein volles und reifes Moll ausklingen darf. – Und wenn Baumberger in die Berge geht, dann löst sich ihm die ganze Welt zum tausendstimmigen Lied der Freude und Begeisterung. Die Alpenseen lispeln Feengeflüster aus einem Märchenspiel; die Kirchtürme der Täler senden Glockenstimmen herauf; die Bergwände tönen das melodische Geläute des Sennenlebens wieder; oder in einer

Bergstille muss sich der Wanderer einschweigen in die Pracht und Stimmung eines Liedes ohne Worte, bis aber triebhaft und sieghaft das alte Leitmotiv wieder alles zusammenreisst in den einzigen Schrei: Juuhu! –

Das Finale. Es ist echt Baumberger und echt barock! Irgend auf einer Wolkenbank werden nochmals alle Haupttypen und Hauptgruppen des singenden und besungenen Appenzellervölkchens aufgepflanzt. In barockem Gewaltstoss öffnet sich das Kuppelgewölbe des Alpsteindomes, und der leibhaftige Himmel schaut in die aufgebrochene Welt herein. Eine grandiose Musik rauscht auf zu einer schnellen Coda, in welcher alle Stimmen und Stimmlein des Orgelspiels noch einmal hell und herzhafte auf tönen, dann aber in rascher Fuge untergehen im Klangrausch einer letzten gewaltigen Symphonie. –

Ein zweitesmal hat Baumberger mächtig eingegriffen ins Tastenwerk des innerrhodischen Volksspiels, und zwar ging es diesmal hinein in die nicht minder sonoren Raumwelten der heimatlichen Historie. Als die Appenzeller im Jahre 1905 die Fünfhundertjahr-Feier der Schlacht am Stoss festlich begehen wollten, haben sie Georg Baumberger, den besten Kenner und Freund innerrhodischer Art und Geschichte, zum Festspielsdichter auserkoren. «*Die Appenzeller Freiheitskriege*», geschichtliches Volksfestspiel in fünf Akten, ist eine Bühnendichtung, in der sich das Apollinisch-Statistische einer scharf gehauenen Plastik und das Dionysisch-Dynamische einer üppig übersprudelnden Musik glücklich zusammentun, mit Baumbergerscher Intuition das innerrhodische Volksleben und Geschichtsweben breit-tief erfassend und zur Darstellung bringend. Was tut's, dass Schillers «Tell» und Arnold Otts «Karl der Kühne» unsern «Appenzeller Freiheitskriegen» friedlichen Schwertdienst geleistet haben; die ganze dichterische Tat hat trotzdem einen kräftigen Strich Barock im Gesicht. Denn das Festspiel von 1905 ist derart Allgemeinangelegenheit der Innerrhoder gewesen, dass sich das ganze Volk zusammentat zu dieser künstlerischen Leistung grossen Stils in einer solch imposanten Geschlossenheit, wie sie nur die beste Zeit des Barock sah – und wie wir sie seither in Appenzell nicht mehr gesehen haben. –

«*Alpsteebuema*» ist eine dritte und letzte dichterische Gabe Baumbergers an das Appenzellervolk, sein Alterswerk. Hatte er im «Juhu» den innerrhodischen Volksteil der rätoromanischen Brülisauer bevorzugt, der unverwüstlichen «Oberdoofer», welche schon J.B.E. Rusch mit den «Doriern unter den alten Griechen» verglich, und in denen Baumberger die appenzellische Eigenart am besten erhalten sah, so verpflanzte er seine «Alpsteebuema» in das dekadente Athen der «Hofer» – denn fast jede Residenz ist dekadent! Und stellte er das Festspiel zurück in den distanzierten Bildrahmen der vaterländischen Geschichte, so geht dieses zweite «innerrhodische Volksschauspiel» die Gegen-

wart an. Es ist ein Gesellschaftsstück des appenzellischen Dorfadels und insoweit blaublütig, «neuhöfisch», barock. –

Betrachten wir, nachdem Baumberger seine so überaus reiche Lebensarbeit abgeschlossen hat, die Stellung und Aufgabe der schöngestigten Schriftstellerei in der Gesamtheit seines Werkes, wird uns die Erkenntnis: die Belletristik ist nur Vorarbeit, sozusagen Schularbeit des Journalisten. Wie seine europäischen Reisebücher «literarische» Basis bilden dem Politiker von internationalem Wirkungsradius, so ist seine Heimatschriftstellerei – sie beschlägt vornehmlich die katholischen Stammlande – nur Vorbereitung zur Lebenstat, welche Baumbergers Persönlichkeit erst das endgültige Gepräge gibt: er wird der grosse politische Vorkämpfer des schweizerischen Diasporakatholizismus.

Und hierzu ging es vorerst um eine Überwindung. Denn auf Zürcher Boden konnte Baumberger nicht mehr Barock bauen. Das ist jedem klar, der weiss, dass bedeutende Männer und bedeutende Zeiten berufen sind die Formen ihrer Vergangenheit zu zertrümmern und genial neue Gestalten zu schaffen den unveräusserlichen Gehalten ihrer Innenwelt. – Vom Barockstil der katholischen Stammlande geht es zum Betonstil der Diaspora. Fürwahr eine neue und ernste Sachlichkeit! Vom blauen Blut – und das ist, medizinisch gesprochen, das ausgebrauchte, abgestandene, das dekadente Blut – geht es zu einer lebendigen, aufgefrischten Weithheit des Geistes, welche Schöpferkraft besitzt und nicht in jedem neuen Werden schon sofort – Staatssozialismus wittert. Ohne sich einem übertriebenen und falsch verstandenen Demokratismus zu verschreiben, der schon einem Friedrich Nietzsche ein Greuel war, gewinnt Baumberger den hell- und scharfsichtigen Blick für das Völkische, Soziale, welches auch das einzig Christliche ist. Und wohl wissend, dass jeder ungesunde Konservativismus unfehlbar zur geistigen Arterienverkalkung führt – Friedrich Nietzsche könnte in seiner Übersättigung des Blaublütig-Aristokratischen wiederum der Anzeiger sein – hat sich Baumberger stets einen kraftvoll schlagenden Puls jugendlicher Romantik und instinkthaften Barocks bewahrt.

Es ist das die richtige Kompensation des gesunden Organismus. Bis ins hohe Alter hinauf haben Baumberger und dieser biedere, blutfrische Herzschlag einander erhalten. Die Motion Baumbergers ist Beweis dafür. In der Hilfsaktion für die leidenden Bewohner der schweizerischen Gebirgstäler ist der Altmeister zurückgekehrt zu seiner ersten Liebe. Er hat so seiner Lebenskrone die prachtvoll ausgehämmerte letzte Rundung verliehen. Und so lebt Georg Baumberger in unserm Gedenken fort: der Mann der neuen Schweiz und der alten Kirche. –

7. Heinrich Federer (1866–1928)

Schweizer Art und Kunst ist in unserm Jahrhundert im Schrifttum des gesamten deutschen Sprachgebietes sicher von Heinrich Federer am besten vertreten worden. – Und es ist interessant zu beobachten, wie



Heinrich Federer

die verschiedenen eidgenössischen Landschaften mittun in der Gestaltung dieser unvergleichlichen Dichterpersönlichkeit und ihres Werkes. Aber nicht nur das Berner Oberland und Obwalden, das untere Toggenburg, das obere Tessin und die Grossstadt Zürich haben ihre reichen Beiträge geleistet, und es dürfte noch nicht allgemein bekannt sein, dass auch das Appenzellerland landschaftlich und völkisch mächtig Resonanz gefunden hat im Lebensraum Heinrich Federers. Schade, dass der engbrüstige, asthmatische Kaplan durch episkopalen Wink nicht in irgend eine Appenzeller Pfründe herauf-dirigiert wurde; dann würden wir das «Lustigern», «Lachweiler», was in der Sprache Gottfried Kellers «Seldwyla» heisst, sicherlich innerhalb *unserer* schwarz-weissen Grenzpfähle beherbergen!

In den Jahren von 1903–08 und ein letztesmal um 1922 bezog Heinrich Federer

seine Kuraufenthalte bei befreundeten Familien in Gais. Durch mannigfache Wanderungen und Fahrten lernte er das Appenzellerländchen kennen und lieb gewinnen, besonders «das minder pittoreske Ausserrhoden», wie er sich in seiner berühmten weltanschaulichen Grosszügigkeit und Toleranz auszudrücken beliebt. Erste literarische Frucht seiner Appenzeller Ferien ist die längere Skizze «*Das Gaiserbähnli*», wo er mit unübertroffener Meisterschaft «die Eigenpersönlichkeit und Seele» dieser durch ihn weltberühmt gewordenen Schmalspurbahn aus ihrem Milieu herausholt und analysiert, das Züglein aber in Gais bockig stehen lässt, denn «die übrige Fahrt durch das grüne Hochtal und von da in den Kessel und über den Viadukt nach dem Flecken von Innerrhoden, das ist sozusagen nur ein späteres Supplement, das «auch schön, freilich auch gar schön» sei!

Dieses Eisenbahn-Charakterstück war aber nur Vorarbeit zu einem grossen folgenden Werk, das recht eigentlich Federers Dichterruhm

begründete im Kreis der zünftigen Literatur und in einer Verbreitung von 125 000 Exemplaren bis heute sein grösster Bucherfolg geblieben ist: *«Berge und Menschen»*. Joseph Nadler nennt den Roman «das Werk aus des Dichters Schulzeit, und gewiss hat Federer erst in spätern Leistungen den Höhepunkt seines herrlichen künstlerischen Schaffens erreicht. Doch ist schon hier die ganze gewaltige Pracht der Berge und ihre Beziehung zum Menschenleben zutiefst erfasst und in entzückendster Form des Stiles und der Sprache dargestellt. – Es war dem Dichter in *«Berge und Menschen»* nicht in erster Linie darum zu tun, Appenzeller Eigenart zu besingen, sondern er behandelt allgemein das Problem: Berge und Menschen, ihre Wesensverwandtschaft und Schicksalsverbundenheit. Der Örtlichkeiten und Namen kann er sich daher mit grösster dichterischer Freiheit bedienen; der Alpstein, sein «Steinalpgebirge», ist nur Hintergrund – doch nie Staffage, wie Hans Oser treffend sagt – nur «zufälliges» Naturproszenium für Federers Problemstellung. – Wenn wir noch eine dritte Erzählung in unsere Betrachtung einbeziehen: *«Zwischen grünen Hügeln und Träumen»*, die der Dichter erstmals 1923 veröffentlichte (in Federers Gesammelten Werken des Verlages Grote-Berlin sind diese Novelle und *«Das Gaiserbähnli»* enthalten in Band 2), erhalten wir ein geschlossenes Erkenntnisbild von der Stellung Federers zur Bergwelt im allgemeinen und zur appenzellischen Eigenart im besondern.

«Wie ein Epos mit vielen Heldenkapiteln», «eine Königsfamilie auf dem Thron», «wie ein Haufen ungemünztes Gold», «wie eine feierliche, sagenhafte Stadt aus einem alten Märchen» muten ihn die Alpsteinberge an, denn «sie sind eine Welt für sich, und sie können mit Glanz bestehen, wenn von der Berninagruppe, den Eiskönigen des Berner Oberlandes, von den erhabenen Tauern oder dem Riffelalppanorama geredet wird». – Was Federer denkt und dichtet vom Appenzeller Jodel, «in den man mehr Trauer legen kann als in eine Schumannsche Melancholie, mehr Lustigkeit als in die tollste Schubertnote»: es gehört zum herrlichsten, was je über «dieses urweltliche Jauchzen der Bergvölker» geschrieben worden ist. Den Appenzeller Witz schreibt Federer der lyriklosen Verstandesprävalenz (« $\frac{2}{3}$ Verstand . . . $\frac{1}{3}$ Herz) des Völkchens zu; er sei «die gefährlichste Waffe der Appenzeller und wer über ihn verfügt, ist in der Kaserne zu St. Gallen, an den Volksversammlungen und bei den Mädchen schier allmächtig». Der Appenzeller Stickerei möchte Federer eine Auffrischung und Neubelebung der Muster zugeführt wissen «durch Motive aus dem Temperament des Volkes und aus der Natur der Heimat»: «Welche Vorbilder böte die Gratlinie zwischen Säntis und Altmann, welche Sujets gäben die herrlichen Gloggern, das riesige Felsgedörn der Kreuzberge, die steinerne Frechheit des Öhrli, die Appenzellerkühe, die Altmannblumen, ein wenig mit Silber, ein wenig mit Violett überduft-

tet, was wäre aus dem allen nicht für ein Stickmuster zu machen!» Und der demokratische Sinn der Appenzeller, der in der jährlichen Landsgemeinde so herrlich zu Bild und Aussprache gelangt, wie ist er nicht etwas Imponierendes, denn «die Tage, wo ein paar Mächtige des Landes den Ton angaben, die Tage der übermächtigen Zellweger, Geiger, Suter sind vorüber!»

«Die freien Berge und die freien Menschen.» Das ist Federers Leitsinn in seinem Bergerlebnis. «Die gesunden, heiligen Berge» sind «die versperrten und verriegelten Pforten der Welt, ihre hintersten Kammern, ihre dunklen Erker und totenstillen Türme» («Mein Erzähler»). Sie sind «das Schweigen der Erde, wo man schon den Händedruck des Todes und den Atem der Ewigkeit zu verspüren meint» («Der Sinn der Berge»). Und darum möchte er das heilige Palladium des Hochgebirges schützen vor jeder Entweihung und Verschandelung, «vor allem, was uns Schweizern nach und nach die Berge stiehlt». Schon in «Berge und Menschen» entrollt und – löst er das Problem einer Sântisbahn, und anderorts apostrophiert er sein Gaiserbähnli: «Gelt, liebes Bähnlein, bestenfalls bis Appenzell fährst Du, aber weiter nie ins Heiligtum Deiner grossen, stillen Berge!» –

Was *J.B.E. Rusch* mit Einsatz seiner ganzen Person und seiner stilistisch allerdings noch etwas schwerfälligen Schriftstellerei verteidigt, was *Georg Baumberger* mit herzlicher Hingabe und journalistisch feingeschliffener Feder verherrlicht hat: das ist bei *Heinrich Federer* wiederum lebendige Stimme geworden als herrliches und kunstvoll dichterisches Lied: Sang der Heimat, Menschenliebe, Betreuung der edelsten Güter und ihre Bewahrung.

*

Heimat und Dichtung. Es hat ein Pfiffikus einmal gemeint, das Appenzellerländchen hätte dem Vaterland noch nie einen Bundesrat gestellt, der Kirche Gottes keinen Bischof, der grossen Kunst noch keinen Maler und der deutschen Literatur eben keinen Dichter von der Zunft! – Und in der Tat! Um nur auf den letzten Vorwurf einzugehen, hat uns ein kleiner Aufriss der heimatlichen Literaturgeschichte gezeigt, dass wirklich das Geisteserbe Innerrhodens ziemlich eng umschrieben ist. Was an Übertreffendem und Überdauerndem geleistet wurde: es ist das Werk der Zugewanderten, der fremden Freunde, nicht Blut und Blust vom eigenen Stamm und Saft, und wir haben jeweils den hochverdienten Sängern gebührende Bronzetafeln an Felswände zu schlagen gewusst. –

Die Gegenwart? Sie weiss von einem kleinen, aber unentwegten Trüpplein, das klangschön und bieder das Liedchen von der Heimat singt. Was in tapferm Artbewusstsein geschaffen wird von *Joseph Hautle*, *Dr. Jos. Schöbi*, *J. Emil Steuble*, *Emilie Räss*, *August Steinmann* und – last not least! – von unserm gelegentlichen innerrhodi-

schen Dialekt-Nebelspalter «*Restoni*»: es sind die Stimmen tieferlebter und treugepflegter Heimatliebe, wenngleich sie nicht immer über die Bedeutung des Lokalraumes hinausgeklungen sind.

Verglichen mit andern Landschaften, etwa mit unserm ja nicht ungern zitierten Doppelgänger in politicis und oeconomicis: Nidwalden, und seiner recht guten malerischen und dichterischen Tradition, scheint unser Appenzellerländchen doch in eine Art künstlerisch-literarisches Hintertreffen geraten zu sein. Wo es nur fehlt? Sollte der Talraum von Innerrhoden doch etwas zu wenig akustisch sein für das höhere und feinere Melos der holden Musenkunst? Es wäre schade; denn das Volk von Appenzell, sonst recht scharf umrissen und individuell getönt im Kolorit, könnte mit seiner Eigenart ganz gut vertreten sein im bunten Länder- und Liederspiel des schweizerischen Schrifttums.

Kultur des Geistes schafft die Resonanz. Ein *Ethos*, das, fern aller angelernten Sklavenmoral, vom Eigenen und Angestammten weiss und es behauptet. Ein *Pathos*, nicht im Sinne des Rhetorischen, das in hingerissenem Tatwillen den Weg geht aus einer überholten Vergangenheit zu den neugewordenen Forderungen des Jetzt. Und endlich das *Melos*, der künstlerische Zug, wie er schon die Berufspraxis eines Dr. med. Joh. Nep. Hautle und die Lebenstat eines Dr. iur. Joh. Bapt. E. Rusch so anmutig verklärt und vergoldet hat.

Kultur des Geistes. Wie schade, dass der grosse Flecken Appenzell nicht eine ihm entsprechende *Volksbibliothek* besitzt, die, grosszügig und gediegen ausgebaut, ganz sicher weitere Kreise zu interessieren vermöchte. Wie schade, dass die innerrhodischen Kapazitäten nicht zusammengeschlossen sind, etwa zu einem Akademikerverband, um so als intellektuelle Elite auf die breite Masse des Volkes zu wirken wie geistesgewürzter Sauerteig: etwa durch *Volksbildungsabende* und Mitarbeit an einer entsprechend ausgestalteten *Lokalpresse*.

Heinrich Federer sagt von einem Kurort der östlichen Schweiz, er unterscheide sich von allen andern Kurorten der Welt darin, dass nicht er die Fremden, sondern die Fremden *ihn* brauchen. – Vielleicht gilt dieses Wort dann auch vom Innerrhoderland, wenn wir in der Pflege der Geisteskultur, in der Schaffung eines qualifizierten Milieus, aus Nehmenden *Gebende* geworden sind – ehrenvoll für uns und für die Fremdenwelt –, wenn wir durch Zusammenstehen und Geistespflege einen akustischen Raum, eine melodische Resonanzwand bilden wie Alpsiegel, Kamor und Hoher Kasten zusammen. Und sollte dann einmal, und wär es aus dem hintersten Winkel unseres Ländchens, das erste musische Ruggusserli erklingen, dann nehmen wir's hellhörig auf und «häbid grad» zu einem tausendstimmigen Akkord; vielleicht, vielleicht ist es das langersehnte Lied, das der erste Innerrhoder Dichter seiner Heimat singt!